



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

L.: Zur Geschichte des Rheinbundes

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zur See zu wecken, und es ist nun vom deutschen Volk dieselbe Einsicht zu hoffen, wie sie damals das englische gezeigt hat.

Die Geschichte kennt kein Beispiel dafür, daß sich ein Staat durch Ausgaben für die Stärkung seiner Wehrkraft geschadet hätte, wohl aber dafür, daß Staaten ihren Untergang gefunden oder an Macht und Wohlstand Einbuße erlitten haben, weil sie aus Pfennigsparsamkeit Ausgaben für die Unterhaltung der Landeswehr im Frieden gescheut hatten. Die Hauptaufgabe des Staates ist die Erhaltung seiner Widerstandskraft gegen die Außenwelt, und Pflicht aller Bürger ist es, ihn darin zu fördern.

Kiel

R. U.



Zur Geschichte des Rheinbundes



en Anteil, den Württemberg an den großen Ereignissen von 1812 bis 1815 gehabt hat, quellenmäßig festzustellen ist der Zweck zweier jüngst erschienenen Werke des württembergischen Generalmajors z. D. Dr. A. Pfister.*) Der Verfasser verbindet damit noch den weiteren Zweck, die Fäden der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands, die aus der Vergangenheit in die Gegenwart herüberreichen, aufzuzeigen und dem Leser den geschichtlichen Zusammenhang der vaterländischen Geschichte verständlich zu machen. Also neben dem rein wissenschaftlichen zugleich ein lehrhafter, erzieherischer Zweck. Durch diesen doppelten Zweck ist es zu erklären, daß die Darstellung zuweilen aufgehalten wird durch Vor- und Rückblicke, Wiederholungen und Einschaltungen; man möchte ihr einen straffern Gang wünschen. Im übrigen ist sie gehaltreich, eindringlich und nicht ohne patriotischen Schwung. Berichte von Augenzeugen geben anschauliche Bilder von Kriegsereignissen und von diplomatischen Vorgängen. Für das Wesen der Rheinbundstaaten, die in unverminderter Souveränität und mit starr ausgebildetem Partikularismus, unter sich und gegen die Großmächte getrennt durch Neid und Argwohn, aus der napoleonischen Zeit in die des Bundestags herübergenommen wurden, sind die Mitteilungen Pfisters höchst lehrreich.

Nächst Baiern ist Württemberg noch am weitesten zurück in der Eröffnung seiner Archive. Aber man hat doch angefangen, einzelnes nach Auswahl

*) Dr. Albert Pfister, Generalmajor z. D.: Im Lager des Rheinbunds. 1812 und 1813. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1897. Aus dem Lager der Verbündeten. 1814 und 1815. Derselbe Verlag, 1898.

herauszugeben, auch aus der Zeit des Rheinbunds, und einheimischen Geschichtschreibern Einblick in die Archivschätze zu gewähren. Pfister hat sich schon für seine frühere Studie über den König Friedrich bisher geheim gehaltenen Akten bedienen dürfen, und er hat davon einen völlig freimütigen Gebrauch gemacht. Nichts ist ihm fremder als Beschönigung oder apologetischer Eifer. Das ist allerdings unzweifelhaft, daß das überlieferte Bild jenes rohen Despoten, je mehr es in ein quellenmäßiges Licht tritt, zwar keineswegs in sein Gegenteil verkehrt, aber doch um Züge bereichert wird, die ihn als eine geborne Herrschernatur von nicht gewöhnlichen Eigenschaften erkennen lassen. Mit rastloser Energie wußte er die Kräfte seines kleinen Erblandes zu steigern, unter kluger Benutzung der Zeitverhältnisse es inmitten eifersüchtiger Nachbarn um mehr als das Doppelte zu erweitern und daraus ein wohlgeordnetes Staatswesen zu bilden, das für sein Selbstgefühl und seinen Thatendrang nur immer noch viel zu klein war. Und seine Herrschervürde ließ er sich von niemand antasten. Schon frühere Veröffentlichungen haben gezeigt, daß er auch gegenüber den französischen Generalen und zuweilen selbst dem Kaiser Napoleon gegenüber eine freimütige Festigkeit, eine rechthaberische Zähigkeit bewährte, die zu seinen Gunsten in die Waagschale fallen. Er allein von allen Rheinbundfürsten setzte es durch, von der Heeresfolge nach Spanien verschont zu bleiben. Als es nach Rußland ging, hatte er die größte Sorgfalt auf die Ausbildung seiner Truppe verwandt. War er nicht imstande gewesen, wie Sachsen, Baiern, Westfalen ein eignes Armeekorps aufzustellen, so sollte seine Division doch als ein geschlossenes Ganze beisammen bleiben, unzerrissen, selbständig im innern Dienst, die Truppe einer verbündeten Macht; zu ihrem Schutz hatte der König in den Instruktionen an seine Generale besondere Vorschriften gegeben. Natürlich hatten diese wohlgemeinten Vorkehrungen nur geringe Wirkung; bald genug kamen Klagen aus dem Felde über gröbliche Hintansetzungen oder schonungslose Ausnutzung, und die Folge waren dann Beschwerden, mit denen der König dem Kaiser und dessen Generalen lästig fiel. Am peinlichsten war die Stellung seiner eignen Generale und Gesandten, die diese Beschwerden zu übermitteln hatten und zum Dank dafür meistens noch mit Grobheiten von ihrem Herrn überhäuft wurden.

Auch der bestimmte Wunsch des Königs, die württembergische Division nicht zerrissen zu sehen, wurde nicht geachtet, und darüber war er ganz besonders ungehalten. Der Kaiser trennte nämlich zwei Kavalleriebrigaden von dem Zusammenhang mit der Infanterie und verteilte die einzelnen Regimenter unter französische Reiterbrigaden, wodurch die beiden Generale v. Wöllwarth und v. Walsleben außer Verwendung kamen. Als Vorwand für diese Maßregel dienten die zuchtlosen Übergriffe der Reiterei, die nach den Berichten der württembergischen Generale dadurch hervorgerufen waren, daß man sie absichtlich zu gehässigen Requisitionen verwandt hatte. Der wahre Grund war

der Argwohn, den Napoleon gegen den Geist der höhern württembergischen Offiziere gefaßt hatte. Die genannten beiden Generale waren denunziert worden, daß sie sich üble Reden, mauvais propos, erlaubt hätten, und ihrer wollte man sich entledigen. Es kam darüber am 25. Juni 1812 in Rowno, kurz nach dem Übergang über den Niemen zu einem heftigen Austritt zwischen Napoleon und dem Kronprinzen von Württemberg, der damals noch den Befehl über die Division führte, und noch heftiger fuhr der Kaiser an demselben Tage den württembergischen General v. Breuning an. Es schloß sich daran noch eine Korrespondenz zwischen dem Kaiser und dem Kronprinzen, in der es noch deutlicher zum Ausdruck kam, daß der Kaiser die Loyalität vieler württembergischer Offiziere bezweifelte, und daß sein Argwohn bis an die Person des Kronprinzen selbst reichte. König Friedrich nahm davon Veranlassung, einen bekümmerten Brief an seinen Sohn zu richten, worin er ihm ein kluges Verhalten gegen den Mann einschärfte, von dessen Gunst das Bestehen seiner Dynastie abhängt. Daß sich die Offiziere in ihren Briefen nach Hause zum Teil freimütige Bemerkungen erlaubt hatten, war dem König selbst nicht unbekannt geblieben. Diese Korrespondenzen gingen durch seine Hand, und er untersagte für die Zukunft mißliebige Äußerungen in den Briefen aus dem Felde. Daß unter den höhern württembergischen Offizieren ein den Franzosen abgeneigter Sinn verbreitet war, weiß man auch aus andern Quellen. S. G. Pahl erzählt in seinen Denkwürdigkeiten von einer patriotischen Gesellschaft, aus Stuttgartern und Ludwigsburgern bestehend, die sich zu gewissen Zeiten in geschlossenem Raume zu Marbach zusammenfand, und der überwiegend Offiziere angehörten. Auch der zweite Geistliche von Ludwigsburg, der Vater von Fr. Th. Wischer, mag diesem Kreise angehört haben. Wenigstens ist von ihm bekannt, daß er ein heftiger Hasser Napoleons war. Leider sind die Angaben Pahls über diese Gesellschaft, obwohl er Namen nennt, etwas farblos, wie denn überhaupt seine stilisirte, den Alten nachgebildete Prosa häufig die volle Deutlichkeit der Dinge vermissen läßt. Noch mehr ist zu bedauern, daß man sonst über die Stimmung in Schwaben aus dieser Zeit fast gar keine Berichte oder Bekenntnisse hat. Die Furcht vor Horchern und Spionen unterdrückte jede freie Äußerung. Der Presse waren die engsten Schranken gezogen, und selbst in vertrauten Briefen wagte man aus wohl begründeter Furcht vor den allgegenwärtigen Dienern des Monarchen keine Anspielung, die eine Handhabe für Angeberei geboten hätte. Was von schwäbischen Briefen aus dieser Zeit veröffentlicht ist, berührt niemals öffentliche Dinge.*) Übrigens war König Friedrich viel empfindlicher, wenn er sich selbst

*) Auch Uhlands Tagebuch, das kürzlich veröffentlicht worden ist, enthält sich während der Rheinbundszeit aller Aufzeichnungen politischer Art, auch wo sich die Gelegenheit aufzudrängen scheint. Erst vom Frühjahr 1813 an finden sich kurze zeitgeschichtliche Erwähnungen, und vom Ende dieses Jahres beginnt Uhlands Muse patriotische Töne anzuschlagen.

in seiner Herrscherwürde verletzt glaubte, als wenn einem fremden Potentaten, und war es auch der Kaiser Napoleon, eine Ungebühr widerfuhr. An seinen Untergebenen, auch an den Offizieren mochte er keine Hinneigung zum Französischen leiden. Nachsicht oder Unterwürfigkeit gegen die Fremden war ihm zuwider. Keinem andern Gott als ihm selbst sollte gehuldigt werden.

Die Erfahrungen, die der König während des russischen Feldzugs machte, indem er Kränkungen aller Art hinunterschlucken mußte, während er sein Kontingent von 15000 auf kaum 1000 Mann zusammenschmelzen sah, dienten dazu, eine Summe von Groll gegen den „Verbündeten“ in ihm aufzusammeln. Wie die Stimmung im Lande selbst nach der russischen Katastrophe war, das erfahren wir zwar wieder nicht durch die Presse, die geknebelt blieb, aber aus dem Munde des Königs selbst, der im Februar 1813 an seinen Gesandten in Paris schrieb: das Mißvergnügen mit allem, was französisch sei, steige täglich, in Stuttgart und auf dem Lande. Durch die Rückkehr der Offiziere, der Kranken und Verwundeten werde eine Stimmung erzeugt, die zwar für die Treue und Anhänglichkeit an ihn selbst und das königliche Haus nichts befürchten lasse, deren Einfluß auf das Heer aber Besorglichkeit erwecken müsse. „Die Mißhandlung, so ich in der Person meines Gesandten habe erfahren müssen, die Äußerungen wegen meiner braven Truppen, die Drohungen gegen mich und einzelne Diener des Staats haben kein Geheimnis bleiben können. Der Hof und meine Tafel sind vielleicht die einzigen Orte, wo man diese Gesinnungen nicht laut werden läßt. Man fängt an, an verschiedenen Orten auf dem Lande Aufrufe an das Volk anzuschlagen, worin man von Befreiung von dem drückenden Joch unter Mithilfe von Oesterreich spricht.“ Schon in dem Manifest am Neujahrstage, womit der König seinem Volke neue Steuern und neue Aushebungen ankündigte, hatte er gewagt zu sagen, daß er genötigt sei, seinen Unterthanen „unverschuldete neue Lasten“ aufzuwälzen. Die Spitze war unverkennbar, und der Kaiser verbarg seinen Ärger nicht. Er fand, daß „dadurch ein Tadel auf Frankreich geschoben werden wolle,“ und richtete ein merkwürdiges Schreiben an den König, worin er ihm das die Throne bedrohende Gespenst der Revolution vorhielt und ihm andrerseits als Lohn der gemeinsamen Anstrengungen die Erhaltung seines gegenwärtigen Besitzstands in Aussicht stellte; am Schlusse aber wurde vom König ausdrücklich verlangt, alle unruhestiftenden Verbindungen aufzulösen und seinen Unterthanen „die Gefühle der Freundschaft gegen das französische Volk einzupflanzen.“ Die Antwort des Königs war so freimütig als möglich. Einzelne Unruhestifter, meinte er, gebe es überall, alles tugendbündlerische Wesen aber habe er wirksam überwacht und niedergehalten. Dann rühmte er die Treue seiner Unterthanen in Worten, die den Emporkömmling schwer verletzen mußten. „Seit 800 Jahren an die Familie ihres Fürsten gewöhnt, ist ihre Treue über jeden Zweifel erhaben. Davon konnte ich mich überzeugen, als in den letzten Jahren des abgelaufenen

Sahrhunderts die revolutionäre Regierung Frankreichs die Völker gegen ihre Fürsten aufzuwiegeln suchte; in Württemberg hat sich nicht ein einziges Dorf, nicht ein einziger Weiler dazu hergegeben, den Wünschen der Aufwiegler zu willfahren. Ich regiere jetzt vierzehn Jahre, während welcher sechs aufeinander folgende Kriege mich genötigt haben, außerordentliche Auflagen vorzunehmen, bedeutende Rekrutierungen anzustellen — ich habe keinerlei Widerrede, keinerlei Widerstand gefunden, wohl aber die vollständigste Hingebung und unbedingten Gehorsam.“

Seinem Ärger über diese Antwort machte der Kaiser in einem seiner gewöhnlichen Wutausbrüche Luft. In der Audienz, die der württembergische Gesandte Graf Winkingerode am 3. Februar bei ihm hatte, gebrauchte er solche Ausdrücke, daß der Gesandte in seinem Bericht an den König „aus schuldiger Ehrfurcht“ sie teilweise unterdrücken mußte. Außer der gegen Frankreich gerichteten Anklage wegen der „unverschuldeten Lasten“ hatte der Kaiser eine ganze Anzahl von Beschwerdepunkten, mit denen er jetzt losplatzte: der König hatte jene beiden mißliebigen Generale Wöllwarth und Walsleben wieder angestellt, man hatte die Liste der in Rußland erfrorenen Offiziere veröffentlicht und an Neujahr die sonst an diesem Tag, dem Tag der Annahme der Königswürde, üblichen Festlichkeiten abbestellt, man hatte angefangen den französischen Gesandten in Stuttgart von der Gesellschaft auszuschließen. „Führt man sich so auf seinen Freunden gegenüber, wenn sie im Unglück sind? Ist das zartfühlend? Will denn Ihr König, indem er sich so öffentlich gegen mich erklärt, sein Volk aufwiegeln und alle Unzufriednen um sich versammeln? Wenige Generale ausgenommen, sind eure Offiziere lauter Raisonneure. Will der König mich verhöhnen, will er sich über mich lustig machen? Der Löwe ist noch nicht tot, sodaß man über ihn hinunter . . . (?) könnte.“ Der Kaiser war über das Benehmen des Königs umso mehr aufgebracht, als er es von ihm am wenigsten erwartet hatte. Von allen seinen Verbündeten habe er Versicherungen der Teilnahme und des Mitgeföhls erhalten, sagte er zum Grafen Zepelin, den Friedrich zur Beschwichtigung des kaiserlichen Zorns nach Paris geschickt hatte. „Alle haben dieselben Verluste gehabt, wie Ihr König; er allein aber hatte kein Wort für mich, und er ist es doch gewesen, dem ich die unzweideutigsten Proben meiner Freundschaft gegeben habe. Er war es allein von allein Fürsten des Rheinbunds, mit dem ich über meine Entwürfe, über meine Politik sprach.“

Dem Grafen Zepelin gelang es übrigens ohne Mühe, eine Ausöhnung zu stande zu bringen. Das Bündnis war gelockert, doch lag beiden Teilen daran, in diesem Augenblick den Bruch zu vermeiden. Ohne eine neue Anlehnung gefunden zu haben, hielt es Friedrich für klüger, seinen bisherigen Verpflichtungen treu zu bleiben. Daß seine Beziehungen zu Frankreich erkaltet seien, daß er temporisire, meldeten Anfang März der österreichische und der preußische

Gesandte an ihre Höfe. Eine Verständigung mit Österreich war auch bereits eingeleitet. Bei den Erfolgen Napoleons zu Anfang des Feldzugs und bei der Zurückhaltung Österreichs, scheint es, wurde die Verhandlung wieder abgebrochen. Die Heeresfolge betrieb aber der König nicht mit dem gewohnten Eifer. Er hätte am liebsten seine Truppen im Lande behalten. Das war nicht möglich, doch ging die Rüstung langsam von statten, es wurde eine schwache Division ins Feld gestellt, und sie erhielt geheime Weisungen, die im Notfall bereits die Abschwenkung einleiteten. Inzwischen duldete aber der König nichts Disziplinwidriges, und den Offizieren wurden strengstens alle Äußerungen untersagt, die „der denen mit Seiner königlichen Majestät verbündeten Mächten schuldigen Ehrfurcht zuwiderliefen.“

Je näher die Katastrophe rückte, um so lockerer wurde das Bündnis. Schon anfang Oktober schrieb der König an den Kaiser, er erbitte sich seine Truppen aus dem Felde zurück, und am 14. Oktober, also wenige Tage vor der Entscheidungsschlacht, erklärte er ihm, daß er, um sein Land vor dem sichern Untergang zu retten, sich Waffenstillstand und Neutralität auswirken müsse. Der König begründete dies mit der Rücksicht auf Baierns veränderte Stellung. Mit Aufmerksamkeit hatte er die Politik des Nachbarlandes verfolgt, die ja für ihn selbst schwer ins Gewicht fallen mußte. Daß Baiern aber seine Entscheidung bereits getroffen, den Übergang ins Lager der Verbündeten schon vollzogen hatte, das war seinem scharfsichtigen Auge entgangen. Diesmal sah er sich getäuscht, überlistet, von einem Nachbar überholt, der das stärkste Mißtrauen herausforderte und jetzt auf Grund seines rechtzeitigen Übergangs eine Hegemonie in Süddeutschland auszuüben sich anschickte. Der König fand sich dadurch plötzlich in eine höchst peinliche Lage versetzt. General Wrede rückte an die württembergische Grenze und drohte das Land feindlich zu behandeln, wenn der König nicht sofort den Anschluß an die Verbündeten erklärte. Vergebens wehrte sich der König, der nicht mit Baiern, sondern nur mit Österreich oder sonst einem der Großen abschließen wollte. Von allen Seiten verlaßen, mußte er dem Druck nachgeben, den Wrede unerbittlich und in rücksichtslosen Formen ausübte. Die Militärkonvention, die am 24. Oktober in Uffenheim mit Wrede abgeschlossen wurde, erschien ihm als die schwerste Demütigung seines Lebens. „Je unförmlicher und von offener Gewalt zeugender eine solche Piece ist, desto mehr wird sie einst Europa überzeugen, daß kein freier Mann, sondern ein mißhandelter und in seiner Würde tief gekränkter nur noch Titularkönig sie hat genehmigen müssen,“ so schrieb der König selbst an den Grafen Zeppelin, der die Konvention abgeschlossen hatte. Es verwundete ihn tief, daß er einen Entschluß, der schon vorher bei ihm feststand, nicht aus freiem Willen durchführen konnte, daß er mit gebundenen Händen und Füßen von dem verhassten Nachbar ins andre Lager geschleppt wurde.

Ein Trost war es, daß Baiern seiner führenden Stellung in Süddeutschland nicht froh werden sollte. Österreich sicherte allen Rheinbundstaaten im Süden ihren Fortbestand zu und war nicht gewillt, einen andern Einfluß als den seinigen aufkommen zu lassen. Fortan war es Friedrichs Politik, sich gegen die österreichische Vorherrschaft zu wehren, wobei er sich auf Rußland stützte, sobald er sich wieder mit seinem Neffen Alexander ausgesöhnt hatte. Gleich beim Beginn des Feldzugs der Verbündeten kam es zu scharfen Zusammenstößen mit dem Fürsten Schwarzenberg. Es war dem König höchst unangenehm, daß Österreicher durch sein Land zogen, sich hier ohne weiteres einquartierten, daß sie selbst die Residenzen nicht verschonten, und daß sich österreichische Offiziere erlaubten, dem König seine Hasen und Fasanen wegzuschießen. Über alles das gab es Beschwerden und höchst gereizte Auseinandersetzungen. Mit Napoleon war der König fertig, aber er war nicht gewillt, gegen die alte Knechtschaft eine neue einzutauschen, die noch dazu unrentabel war. Man hat oft wiederholt, Friedrich sei nur ungern den Fahnen der Verbündeten gefolgt, im Herzen hätte er es noch mit seinem alten Beschützer gehalten. Pfister versichert, daß urkundliche Belege hierfür nicht aufzufinden seien. Im Gegenteil: Friedrich zeigte im Rat der Verbündeten einen ungeduldigen Eifer; so viel an ihm lag, drängte er auf eine rasche und nachdrückliche Kriegsführung in Feindesland, und als seine Truppe zum erstenmale am 1. Februar 1814 bei La Rothière rühmlich gegen ihren alten Lehrmeister gestritten hatte, ließ er in Stuttgart Viktoria schießen und ein Te Deum singen. Die zaudernde Kriegsführung der Österreicher war gar nicht nach seinem Sinn, und als Schwarzenberg nach dem Mißerfolg bei Montereau den Rückzug antrat, selbst ein Separatfriede Österreichs zu befürchten stand, wollte Friedrich seine Truppen aus der Schwarzenbergischen Armee herausziehen und unmittelbar unter den Kaiser Alexander stellen, der zugleich mit den Preußen vorwärts drängte. Und er atmete auf, als es wieder vorwärts ging, Blücher die Führung erhielt und die ersten Siege erfocht.

Natürlich nicht aus deutscher Gesinnung drängt er vorwärts. Er hat dabei keine besondern Absichten. Je rascher und vollständiger die Niederwerfung des Feindes gelingt, umso eher hofft er zu dem Ziele zu gelangen, das ihm unausgesetzt vor Augen steht: der Vergrößerung seines Reiches. Dieser kleinstaatliche Monarch fühlte in sich den Beruf, ein wirkliches Reich zu beherrschen. Unter den Augen Friedrichs des Großen aufgewachsen, der immer sein Ideal blieb, erst in preußischen, dann in russischen Diensten, als Gouverneur von Finnland und von Cherson, hatte er in größern Verhältnissen gelebt, als er im Jahre 1790, schon 36 Jahre alt, zum erstenmal den Boden des kleinen Württemberg betrat, über das er sieben Jahre später zur Regierung berufen wurde. Nach dem ansehnlichen Gebietszuwachs, den er 1803 gewann, verfolgte er nur mit umso größerer Zähigkeit den Plan, im Sturme der Zeit

sein Land zum Mittelpunkt einer größern Staatenbildung zu machen. Das Bündnis mit Napoleon brachte neuen Zuwachs, sodaß er seine Erblände um mehr als das doppelte vergrößert sah. Jetzt hoffte er durch die Teilnahme am Kriege der Verbündeten noch größeres zu erreichen. Sein Gedanke war, die altwürttembergischen Besitzungen im Elsaß und Mömpelgard wieder zu gewinnen und durch den Erwerb von Bruntrut und dem badischen Seekreis sein Land zu einem selbständigen Reich abzurunden, das imstande wäre, ein starkes Grenzbollwerk gegen Frankreich zu bilden. Doch dabei war auf die Wiedergewinnung des Elsaß gerechnet, wo Baden seine Entschädigung finden sollte, und Friedrich überzeugte sich bald, daß das Verlangen nach der Vogesengrenze an der Großmut Alexanders scheiterte und an dem Widerwillen Osterreichs, das für diesen Fall den Verlust Galiziens an Rußland befürchtete. Größern Gebietsverschiebungen innerhalb Deutschlands selbst aber hatte schon der Frankfurter Vertrag einen Riegel vorgeschoben.

Noch einmal belebten sich Friedrichs Hoffnungen nach dem Kriege von 1815. Auf dem zweiten Pariser Kongreß erscheint er in der elsässischen Frage als der entschiedenste Verbündete Preußens. Das Unglück war nur, daß Preußen keinen andern Verbündeten hatte als eben Württemberg und einige noch weniger ins Gewicht fallende Staaten. Eine Zeit lang scheint Preußen wirklich die Hoffnungen des Königs genährt oder doch hingehalten zu haben, doch sind im ganzen die Berichte seiner Gesandten von Anfang an wenig zuversichtlich. Schon im Juli schrieb der General v. Hügel, der sich in Wellingtons Hauptquartier befand, nach Stuttgart: „Eine Sicherheit gegen dieses Land Frankreich kommt eben nicht zustande; jede Macht beachtet nur den eignen Vorteil. England hat gut großmütig sein; es hat seinen Zweck erreicht und nicht viel von Frankreich zu fürchten, auch wenn dieses mächtig bleibt. Preußen allein hat den wahren Gesichtspunkt über die Sicherstellung gegen Frankreich. Die persönlichen Eigenschaften des russischen Kaisers werden das größte Hindernis bilden für ein energisches Vorgehen. Osterreich schwankt noch zwischen beiden Parteien. Preußen giebt sich alle erdenkliche Mühe, um Osterreich auf seine Seite zu ziehen. Talleyrand nützt das alles aus und wird die Integrität Frankreichs erhalten, und so haben die Franzosen die Schlacht bei Waterloo gar nicht verloren.“ Die württembergische Denkschrift vom August, die eindringlich und in schlagender Weise die Notwendigkeit der Vogesengrenze für den Schutz Süddeutschlands begründete, konnte nicht einmal in offizieller Form den Vertretern der Mächte übergeben werden, weil sich der richtige Augenblick dazu nicht finden wollte.

Noch später, im September, kam Friedrich wenigstens auf Mömpelgard zurück und stellte unter Berufung auf seine, seines Sohnes und seiner Truppen Dienste beweglich vor, daß man doch die Wiege seines Hauses und zugleich die des russischen Kaiserhauses nicht ewig unter der Fremdherrschaft setzen

lassen solle. Fünfhundert Unterschriften hatten die Mömpelgarder für die Wiedervereinigung mit Württemberg geschickt. Aber alles vergebens. „Der Fluch, das Unglück des Schwachen ist es eben, daß er nicht aufkommen kann gegen die Fehler der Mächtigen,“ so hatte Friedrich schon im April ausgerufen. Setzt am 16. Oktober, nachdem ihm sein Gesandter Winzingerode berichtet hatte, daß alles zu Ende sei, schrieb der König: „So sind alle Anstrengungen wieder umsonst gewesen, Süddeutschland so wenig gegen Frankreich geschützt, als es bisher war. Und zum zweitenmal ist das Loß von Mömpelgard entschieden zu meinem Nachteil. Die Sektirer vom Tugendbund sind eben auch zu wenig meine Freunde; sie sind in Preußen oben und suchen mir zu schaden nach außen und nach innen.“ In Sachen der künftigen deutschen Verfassung war der König natürlich ebenso den preußischen Entwürfen entgegen, als er in der Grenzfrage zu Preußen gehalten hatte. Preussische Vorherrschaft war ihm so verhaßt als österreichische, und gegen den Tugendbund hatte er einen außerordentlichen Abscheu. Nach der Schmalzischen Denunziation wünschte er genauer über das gefährliche Treiben in Berlin unterrichtet zu sein, umso mehr als man ihm hinterbracht hatte, daß die Tugendbündler, angeblich schon 130000 Mitglieder stark, auch nach Württemberg einzudringen versuchten. Er schickte deshalb einen eignen Gesandten, den General Neuffer, nach Berlin, der aber sofort die ganze Hohlheit der von einer aufgeblasenen Bureaukratie ausgehenden Angeberei durchschaute und in seinen Berichten immer wieder die gänzliche Ungefährlichkeit des gefürchteten Bundes versicherte. „Giebt man dem Volke die versprochne Konstitution, so ist nichts zu befürchten.“ Dem König aber mißfiel es gänzlich, daß sein Gesandter die schändliche Sekte auf die leichte Achsel nahm, er gab ihm das in den ungnädigsten Ausdrücken zu verstehen, warf ihm tadelnswerten Eigendünkel und Leichtsin vor, rief ihn kurzer Hand aus Berlin zurück und gab ihm eine andre Bestimmung. Zur Entschuldigung des Königs dient allerdings, daß er in derselben Zeit durch den württembergischen Legationssekretär in Berlin, v. Linden, Berichte erhalten hatte, die ganz anders lauteten und die vom Tugendbund drohenden Gefahren in den abenteuerlichsten Farben ausmalten. „Der Tugendbund — schrieb Linden am 16. Dezember 1815, — ist nichts als der engere Ausschuß der Jakobiner in Deutschland, welche wahrscheinlich mit denen in Frankreich in der engsten Verbindung stehen.“ Solche Berichte gefielen dem König besser. Vollen Glauben hat er ihnen doch wohl nicht geschenkt. Wenigstens ist nichts davon bekannt, daß er gegen den Buchhändler Cotta und gegen den Grafen Waldeck (den Führer der Altrechtler im Verfassungskampf) eingeschritten wäre, die ihm Linden als Häupter der württembergischen Tugendbündler bezeichnet hatte. Was die wirklichen, freilich noch nicht klar formulirten Absichten des Tugendbunds waren, und was die Gedanken der preussischen Regierung selbst waren und sein mußten, das hatten nach den Abmachungen des zweiten Pariser

Kongresses gescheiterte Diplomaten als jener Linden dem König vorzustellen nicht unterlassen. „Preußen — so schrieb sein Minister Bismarck im Oktober 1815 — steht vor der absoluten Notwendigkeit, Vergrößerung und Abrundung zu suchen. So wie Preußen jetzt ist, kann es nicht bestehen bleiben. Es hat nur zu wählen zwischen seinem eignen Untergang und dem seiner Nachbarn, und es ist nicht schwer, die Wahl zu erraten, die es trifft.“ Und wie prophetische Ahnung mutet es an, wenn der Minister voll Besorgnis die Pläne des Tugendbundes, von seinem Standpunkt aus, als dahin gehend beschreibt: „mit allen Mitteln die Autorität der deutschen Souveräne zu vermindern, die Irrungen zwischen ihnen und ihren Unterthanen zu erhöhen, um die preußische Regierung endlich zur Herrin über die öffentliche Meinung und den Volkgeist zu machen und eine Revolution herbeizuführen, deren Bestimmung es ist, die Kaiserkrone auf das Haupt der Nachkommen des Burggrafen von Nürnberg zu setzen.“



Sagenbildung und Sagenentwicklung

Don Georg Holz



is auf die Zeit des dreißigjährigen Kriegs waren die Deutschen im Besitz eines reichen Schatzes einheimischer Sagen, die sich in der Weise zusammenschlossen, daß sie für eine Darstellung der Urgeschichte des Volkes gelten konnten. In der That sind sie jederzeit, ganz wie die altgriechischen Sagen, als eine solche aufgefaßt worden, wie die alten Versuche zeigen, sie in die beglaubigte Geschichte einzureihen, und wie daraus hervorgeht, daß besonnene Historiker sich veranlaßt sahen, gegen diese Art von Geschichtsquelle Verwahrung einzulegen. Sicherlich bestehen zwischen unsrer Sage und der beglaubigten Geschichte gewisse Beziehungen; diese sind zwar nicht so nahe, daß eine Ableitung der Sage aus der Geschichte greifbar wäre, aber auch nicht so fern, daß man sie von vornherein ablehnen könnte. Der Spielraum, der der Forschung gelassen ist, ist also ziemlich groß, es kann daher nicht Wunder nehmen, daß die Meinungen, die über diesen Punkt geäußert worden sind, vielfach weit auseinandergehen.

Es sind im wesentlichen drei Gesichtspunkte, von denen aus die Erklärung der Sagen versucht worden ist: der historische, der mythische und der poetische; nach dem historischen wären geschichtliche Vorgänge, nach dem mythischen alte